

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 244. Bromberg, den 25. Oktober. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Während Raffaele seine Anweisungen empfing, hatte er durch den Spalt des offenstehenden Hemdes auf der Brust des Camorristen eine sehr sorgfältig ausgeführte Tätowierung bemerkt: ein flammendes Herz, von einem Pfeil durchbohrt, und darunter eine Inschrift. — „Wie soll ich Euch aber später um eine Gefälligkeit bitten können", erwiderte er nun, „da mir der Capintrito doch befohlen, Euch nicht mehr zu kennen, sobald ich dieses Zimmer verlassen habe? Wenn Ihr also erlaubt, möchte ich schon jetzt einen Wunsch äußern: Falls Ihr morgen nacht mit mir zufrieden gewesen seid, dann laßt mich durch den Capintrito wissen, welcher Künstler Euch dieses schöne Herz auf die Brust tätowiert hat und wie die Unterschrift lautet."

Der Camorrist warf einen erstaunten und mißtrauischen Blick auf den Knaben: Sollte dieser etwa einen verräterischen Zweck mit seiner Bitte verfolgen? Aber gleich wies er diesen Verdacht wieder von sich: So plump würde es dieses schlaue Bürschchen sicher nicht anfangen, und außerdem war diese Tätowierung der Polizei ja längst bekannt! Wollte ihn Raffaele also verraten, so genügte ja schon ihre bloße Beschreibung bei der Polizei. — „Wenn es weiter nichts ist, — das kannst du jetzt schon wissen! gab er nun leichthin zurück. Aber zu welchem Zwecke soll ich dir es denn sagen?"

„Es ist nichts, was Euch irgendwie unangenehm sein könnte. Aber ich mag jetzt nicht davon sprechen."

Der Camorrist lachte spöttisch auf. „Du willst dich wohl gar selber tätowieren lassen? — Überleg dir das lieber noch einmal! — So gut auch eine schöne Tätowierung kleidet, — sie ist schon manchem zum Verhängnis geworden!"

„Ich habe keine Angst!" Raffaele machte eine wegwerfende Bewegung. „Aber wenn Ihr vielleicht Angst habt und es mir nicht sagen wollt, dann freilich..."

Statt jeder Antwort zog der Camorrist das Hemd ganz auseinander, so daß Raffaele die Tätowierung genau betrachten konnte, und sagte dann: „Die Unterschrift heißt: „Marietta la Rossa è la passione mia!" („Die rote Marietta ist meine Passion!") — — Der Künstler, der mir die Tätowierung gemacht hat, lebt nicht mehr. Aber es gibt jetzt noch einen geschickteren: Picirillo in der Imbrecciata vor dem Capuaner Tor. — So, — und nun mach deine Sache morgen abend gut! Es kann für deine ganze Zukunft von Wichtigkeit sein; denn, wie ich hörte, möchtest du ja auch einmal ein Mitglied unserer schönen Gesellschaft werden."

*

Pünktlich um elf Uhr hatte sich Raffaele in der folgenden Nacht an der Ecke der Barre-Gasse eingefunden. Seine Calonzi waren in der Nähe versteckt. Sie wußten noch weniger als er selbst, um was es sich hier eigentlich handelte. Aber daß Schwatzhaftigkeit sie der schlimmsten Rache aussetzen würde, hatte ihnen Raffaele deutlich genug eingeprägt. —

Die Zeit verrann, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Nur ab und zu kam noch ein heimkehrender Bewohner der Gasse oder ein Obdachloser oder eine Polizei-Patrouille vorüber. Mitternacht war längst vorbei, und Raffaele fürchtete schon, das verabredete Zeichen überhört zu haben. Da ertönte vom anderen Ende der Gasse her fünfmal hintereinander ein Katzengeschrei. Niemand hätte merken können, daß diese Laute aus einem Menschenmunde kamen.

Sofort stimmte Raffaele eine Canzonetta an, — leise und unauffällig einsetzend, aber schon nach den ersten Tönen seine Stimme zur natürlichen Stärke steigernd. Es war ein echt neapolitanisches Lied von verratener Liebe, — süßlich und blutrünstig zugleich —, das beim letzten Piedigrotta-Sängerwettstreite durch Volksabstimmung den ersten Preis erhalten hatte und nun in aller Munde war.

„Am San-Gennaro-Feste war's im vor'gen Jahre,
als ich — oh, Fluch dem Tage! — dich zuerst gesehn.
Du richtest die Blicke zum Altare,
des heil'gen Blutes Wunder zu erflehen . . ."

klang die weiche Knabenstimme durch die stille, laue Nacht. — Sogleich waren auch die vier Spießgesellen Raffaeles aus ihren Schlupfwinkeln hervorgetaucht und schlenderten nun gemächlich hinter ihm drein die schmale Gasse entlang. — Scharf in die Dunkelheit vor sich spähend, sang Raffaele weiter:

„Und als zum Himmel stiegen dann zwei weiße Tauben,
zu künden, daß geschehn das große Glück,
da wandtest du dein Haupt: Mich traf dein Blick, —
um mir für immer meine Ruh zu rauben . . ."

Und nun folgte der Kehrreim des Liedes, bei dessen Wiederholung die anderen Jungen im Chore einfielen:

„Damals gelobten wir uns Lieb in Freud und Not!
Ein heißer Kuß gab unserm Schwur die Weihe . . ."

— Raffaele machte seinen Gefährten ein beschwichtigendes Zeichen, denn es war noch nicht an der Zeit, so zu lärmen; und sie dämpften ihre Stimmen. —

Jetzt tauchte aus dem Dunkel der Gasse eine Gestalt auf, — ein kleiner, schmächtiger Mensch. — Das mußte er sein, den der junge Camorrist gemeint! — ohne Zweifel! —

Immer näher kam dieser Mensch, den Jungen entgegen. — Der nächtliche Gesang auf der Straße konnte nichts Auffälliges für ihn haben; das war in Neapel etwas Gewohntes und wurde von niemand als Ruhestörung empfunden. — Und von der schwungvollen Melodie verlockt, stimmte der Mensch nun selbst in den Kehrreim des allbekannten Liedes ein. —

Nun war er noch wenige Schritte von den Jungen entfernt. Aber noch immer machte er nicht Miene, in eines der Häuser einzutreten.

„Gut aufgepaßt!" raunte Raffaele seinen Calonzi zwischen zwei Takten hastig zu. Er hatte ihnen den Auftrag gegeben, die beiden Eingänge zur Gasse scharf im Auge zu behalten: Wenn es auch hier in der Mitte sehr düster war, so konnte man doch genau beobachten, ob irgend jemand in die Gasse einbog, da an ihren beiden Enden je eine Laterne brannte. Aber es zeigte sich niemand, und so setzte Raffaele, dem Befehl gemäß, seinen Gesang fort.

Aber nun geschah etwas Unerwartetes: Der junge Mensch, der sich Raffaele bis auf zwei Schritte genähert hatte, blieb plötzlich vor ihm stehen und sagte freundlich: „Du hast ja eine ganz prächtige Stimme, Junge!“ Und auf den seelenvollen und feurigen Vortrag des musikalischen Knaben anspielend, fügte er scherzend hinzu: „Man könnte wahrhaftig glauben, du hättest schon selbst unglücklich geliebt? — Hä?“

Einen Augenblick war sich Raffaele im Zweifel, was jetzt zu tun sei: Hätte er, um dem Fremden etwas zu erwidern, seinen Gesang abgebrochen, so würde dies ja verabredungsgemäß als Warnungszeichen gegolten haben, daß sich irgendeine zweite Person näherte. Ließ er aber die Anrede des Fremden ganz unbeachtet, so konnte dieser vielleicht Verdacht schöpfen. Da verfiel er auf einen guten Ausweg: Er lachte dem Fremden schalkhaft ins Gesicht, stellte sich direkt vor ihm auf und sang, als wolle er einen eitlen Sänger parodieren, mit einem großen Aufwand von theatralischen Gebärden sein Lied weiter, — seinem Zuhörer gleichsam eine kleine Privatvorstellung gebend. — Die zweite Strophe näherte sich ihrem Ende:

„. . . und von dem Abschied schmerzenstrunken,
war flehend ich vor dir aufs Knie gesunken:
„Vergiß mich nicht, wenn ich in weiter Ferne!“ . . .“

— Raffaele hatte sich wirklich auf ein Knie niedergelassen und die Arme flehend emporgestreckt, was den Fremden aufs höchste belustigte. Und während er sich nun wieder erhob, folgte von neuem der Kehrreim des Liedes:

„Damals gelobten wir uns Lieb in Freud und Not!
Ein heißer Kuß gab unserm Schwur die Weihe:
Doch du verriet'st mich feig, brachst mir die Treue!
Drum fahr zur Hölle hin! Nimm deinen Lohn: den Tod!“

— Dem Charakter des Liedes folgend, hatte Raffaele die letzten Worte mit wildem Ausdruck gesungen und dazu in grotesker Übertreibung die Fäuste gegen den Fremden geschüttelt. Der Mond war mit einmal hinter den Wolken hervorgekommen und beschien nun grell das in unheimlichem Gemisch von Scherz und krampfhafter Spannung verzerrte Gesicht des Knaben, aus dem die übergroßen Augen in unnatürlichem Glanze hervorleuchteten.

Da packte den Menschen plötzlich ein unerklärliches Grauen, und das Lachen erstarb jäh auf seinen Lippen. Er machte kurz kehrt, lief, als habe er eine furchtbare Vision gehabt, mit wankenden Knien einige Schritte zurück und verschwand gleich darauf im Flur eines Hauses. — In demselben Augenblick hatten die anderen Jungen auf ein Zeichen Raffaeles aus vollem Halse in die Wiederholung des Kehrreimes eingestimmt:

„. . . Doch du verriet'st mich feig, brachst mir die Treue!
Drum fahr zur Hölle hin! Nimm deinen Lohn: den Tod!“

erscholl es laut im Chor, und die Tamburins klirrten wild dazu.

Zwei oder drei Fenster in der Gasse hatten sich geöffnet. Wohlgefällig lauschten ein paar Anwohner dem schwungvollen Gesange der Jungen, über dem Raffaeles helle Knabenstimme prächtig schwebte. — Niemand ahnte, daß diese Klänge bestimmt waren, die grellen Schreie eines Überfallenen, — eines Sterbenden zu übertönen.

Dem Befehle gemäß schritt Raffaele mit seinen Gefährten singend weiter, die ganze Barre-Gasse hindurch. Kurz bevor sie das andere Ende erreichten, bogen drei Männer in die Gasse ein. Da brach er den Gesang ab. Es waren aber nur harmlose Händler, die nach Hause gingen. Ruhig durchschritten sie die Gasse und verschwanden in der Dunkelheit.

Kurz darauf schlüpfte der junge Camorrist, von dem Raffaele am Abend vorher seine Befehle empfangen hatte, aus demselben Hausflur heraus, in dem der kleine, schmächtige Mensch vor wenigen Minuten fluchtartig verschwunden war. Wie ein Schatten huschte der Verbrecher dicht an den Häusermauern entlang, erreichte ungesehen den Markt und war in Sicherheit.

Der Polizeispitzel Enrico Galanti hatte seinen Verrat an der Camorra mit dem Leben bezahlt. —

*

Erst am nächsten Morgen, als es wie ein Lauffeuer durch das ganze Mercato-Viertel ging, daß man den Enrico Galanti im Flur eines Hauses in der Barre-Gasse ermordet aufgefunden habe, ward es Raffaele klar, wofür er in dieser Nacht „Pfahldienste“ geleistet hatte. Aber was er bei dieser Erkenntnis empfand, das war nicht Grausen, bei dem schwersten aller Verbrechen, bei dem Mord an einem Menschen, behilflich gewesen zu sein: Kein anderes Gefühl durchzog diese junge verirrte Seele, als Stolz, für die „schöne und geehrte Gesellschaft“ eine wichtige Aufgabe erfüllt zu haben, — und Glück, dem Ziele seiner Sehnsucht um einen Schritt näher gekommen zu sein, — der Sehnsucht eines jeden neapolitanischen „Guaglione“, (Große Wachtel“, Spitzname für die neapolitanischen Gassenjungen), einmal ein angesehener und gefürchteter Camorraheld zu werden.

An diesem Tage ging Raffaele nicht zur „Arbeit“, sondern zu dem Tätowierungs-Künstler Pivirillo in der Imbrecciata vor dem Capuaner Tor. Von diesem ließ er sich auf seine Knabenbrust ein flammendes Herz tätowieren und darunter die unverlöschbare Inschrift setzen: „Lucrezia è la Passione mia!“ — Lucrezia ist meine heiße Liebe!

10.

Es war nicht bei diesem einen Dienst Raffaeles für die Camorra geblieben. Bald war er ein geschätzter „Pfahl“ geworden, und seine Tätigkeit teilte sich nun zwischen Taschendiebstählen, die ihm allmählich ein kleines Vermögen einbrachten, und den Hilfeleistungen für die „schöne und geehrte Gesellschaft“. Nicht immer handelt es sich dabei um so schwere Kapitalverbrechen, wie bei seinem ersten Dienste. Meist galt es nur, camorristische Diebe und Betrüger rechtzeitig vor der nahenden Polizei zu warnen, oder als Posten vor irgendeiner Spielhölle zu stehen, wo Camorristen den Betrieb überwachten und nach jeder Runde die Prozente für den Verbrecherbund einzogen.

Auch heute sollte Raffaele wieder als Späher für die Camorra tätig sein:

Durch den verräterischen Polizeirat Coppala hatte der Capintesta, der Führer der Camorra, erfahren, daß der Polizeipräfekt Colnaghi für diesen Tag einen Ausflug nach Capri plane und sich bei dieser Gelegenheit mit einigen Privatpersonen und Geschäftsleuten, die ihn im Kampfe gegen den Verbrecherbund unterstützten, ein Stelldichein auf der Insel geben würde. Die Herren hofften, leichter unbeobachtet zu bleiben, wenn sie ihre Besprechung außerhalb Neapels abhielten. — Sofort hatte die Camorra auf diese Nachricht hin ihre besten Pfähle und Spione mobil gemacht, um die Persönlichkeiten dieser Vertrauensleute des Präfekten feststellen zu lassen. Man wollte diesen Herren dann Drohbriefe senden, die ihre Wirkung selten verfehlten, da sich die Drohungen der Camorra meist schrecklich erfüllten.

Seinem Befehle gemäß ging Raffaele als harmloser Korallenhändler erst im letzten Augenblick an Bord. Um keinen Verdacht zu erregen, sollte er unterwegs an die Passagiere seine Waren verkaufen und sich um den Präfekten auf dem Schiffe gar nicht kümmern, sondern erst nach der Landung auf der Insel seine Beobachtungen beginnen.

Man hatte Capri noch nicht erreicht, als Raffaeles ganzer Vorrat schon verkauft war. Jedem Fremden machte es Freude, von dem auffallend hübschen Jungen ein Kettchen oder eine kleine Schnitzerei zu erstehen und dabei ein wenig mit ihm zu plaudern. Es wäre Raffaele ein leichtes gewesen, jetzt, da er ein kleines Kapital besaß, mit solchem Handel seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Aber eine derartige Beschäftigung hatte für ihn nur wenig Reiz. Wo es keine Gefahr gab und keine Aussicht, durch Mut und Gewandtheit Bewunderung seiner Genossen und der ihm verehrten Camorristen zu erregen, da versagte ihm bald jede Lust. So war Raffaele froh, den lästigen Handel mit dem Tand hinter sich zu haben, nachdem der Zweck, sich damit unverdächtig zu machen, erfüllt war. Er setzte sich am Bug des Schiffes auf einen der dort aufgestapelten Warenballen und summte mit seiner weichen, einschmeichelnden Stimme ein Lied vor sich hin.

Da stockte ihm plötzlich der Atem: Von der Mitte des Schiffes her kamen plaudernd zwei elegante Damen. Eine von ihnen führte an der Hand ein kleines Mädchen. Es war Lucrezia. — Schnell duckte sich Raffaele hinter ein Faß und beobachtete klopfenden Herzens seine verehrte kleine Retterin. Ein junges Ehepaar gesellte sich zu den beiden Damen und zog sie in ein Gespräch. Andere traten hinzu, und es bildete sich ein kleiner Kreis. Alle schienen zu einer größeren Gesellschaft zu gehören, die einen gemeinsamen Ausflug nach der schönen Insel unternahm.

(Fortsetzung folgt.)

Die Firma brennt!

Heitere Skizze von Karl Hohmeyer.

„Hier riecht's doch, Herr Weichmann?“ bemerkte fragend und bescheiden der Lehrjunge Fips, als er die Mappe mit den Unterschriften brachte.

„Hier riecht es nicht“, erklärte sehr bestimmt und mit erhobener Stimme der Prokurist. In seinem Zimmer roch es grundsätzlich nicht, und außerdem hatte sich da so ein grüner Junge, der kaum vier Wochen im Betriebe war, nicht einzumischen. Urian Weichmann würde schon selbst für geregelte Luftzufuhr in seinem Raume sorgen, bei ihm herrschte Ordnung, in jeder Hinsicht ... und energisch setzte er seinen Namenszug unter ein Dutzend Briefe.

Als Fips aber mit der großen Mappe zur Türe stieg, fuhr er erschreckt zusammen. „Herr Weichmann!“ machte er halblaut und dringend. Unter dem breiten gelben Aktenschrank in der Ecke quollen dünne Schwaden stickigen Rauches hervor. Auch der würdige Vorgesetzte konnte es nun nicht mehr übersehen: Da stimmte was nicht! Durch den Fußboden, aus dem Erdgeschoß hallten gedämpfte Hammerschläge und drang das Zischen eines Schweißapparates. Die Monteure arbeiteten da an den Dampfheizungsrohren. Man muß hinunterlaufen und nach dem Rechten sehen! Wortlos setzte sich der rundliche Prokurist in Trab, zwei Schritt hinter ihm rannte Fips, die dicke Mappe noch krampfhaft umklammernd und mit Triumphgefühlen im Herzen. Es riecht also doch, es ist was los! Der Alltagslauf ist unterbrochen, man muß mitten in der Geschäftszeit aus den Bureauräumen laufen ...

In der Hausmeisterwohnung aber, deren Küche unter dem Prokuristenzimmer liegt, ist nicht viel auszurichten. Die Monteure arbeiten gar nicht hier; sie haben die Mauer von draußen angebohrt, um an die Heizung den einstöckigen Neubau anzuschließen. Man kann sich von hier nicht mit ihnen verständigen, — auf, vorwärts, hinten in den Hof!

In voller Fahrt geht Weichmann schon um die Ecke; er wird das sofort unterbunden haben, in seinem Zimmer Qualm zu machen! Hat der Mensch noch Worte! — Ein rundlicher Mann und drei verwinkelte Türen, das gibt gegebenenfalls ein tolles Gedränge, Fips wurde dabei ganz an die Seite gedrückt. Er wird den Weichmann doch nicht mehr einholen. Und dann mit der Mappe im Hof rumstehen? Nein, Fips klimmt die Treppe wieder empor, der schöne Zwischenfall ist beendet ...

Die Tür zu Weichmann steht noch offen, und da — mein Himmel! — aus der Ecke, hinter dem Schrank hervor schlagen lodernde Flammen! — Flammen, kniehoch, mannshoch, über den Ablagetisch hinweg — so hoch schon — es riecht — es brennt!

„Feuer!“ schreit Fips aus vollem Hals, ganz laut in die ernsten Räume hinein. Rein in das Direktorzimmer, keiner ist da — in die Telephonzentrale, „Feuer!“ — an zwei erstarrenden Mädchen vorbei, rasch weiter hin zur Buchhaltung: „Feuer, Herr Hasche! Fräu'n Speyer, es brennt, Eimer, Wasser! Los, los!!“

Der kleine Fips hat sich schon gefaßt. Löschen muß man, die Wasserleitung in der Toilette ... Aber Eimer sind nicht da, der Lehrbub ist noch zu wenig bekannt im Hause, irgendwo muß es doch Gefäße geben. „Los, Eimer!“ kommandiert er wie in seiner Jugendgruppe. Der Buchhalter Hasche rennt schon fort, hin zum Brand, der durch die offenen Türen der ganzen Zimmerflucht leuchtet. Er will sich's wohl genau ansehen, das schöne Feuer? — „Nein, sowas!“ denkt der Lehrjunge Fips.

Aber die Damen sind auf dem rechten Weg. Fräulein Baumann Eins, Fräulein Speyer, Fräulein Baumann Zwei. Die Nummer Eins hat die Parole ausgegeben: Runter zur Hausmeisterküche und Eimer holen! Und ihnen nach eilt Fips, die Treppe hinab. Die breite Gestalt des Hausmeisters huscht vorbei, drüben im Türrahmen steht Pankraz, der Botenmeister. „Feuer, Pankraz!“ schmettert Fips noch einmal sein Kriegsgeschrei. Und harmlos strahlend quittiert der andere den Ruf. „Ja, ja!“ Er weiß schon, er ist im Bilde, aber er rührt sich nicht vom Fleck.

Da ist schon die Küche. Sechs, acht Frauenhände kramen in dem Geschirr herum, Eimer klappern, eine Hand wischt mit dem Putzlappen in einer Schüssel ... Schön säubern, damit das gute Feuerchen nicht schmutzig wird ... Treppauf mit einem Eimer, zur Wasserleitung; zum Verzweifeln langsam rinnt der dünne Strahl. Bis Fips mit dem Wasser zum Brandplatz kommt, hat der Hausmeister schon einen Eimer voll ins Feuer gegossen, die Baumann Eins leert eine Spülschüssel aus, und Fips hat nur noch schwelende Qualmwolken zu löschen, — über das Tischchen weg und hinter den Schrank, unterm Schrankboden hin ... Schon ist die Firma völlig gerettet.

Fips merkt das freilich noch nicht, schon kommt er mit dem zweiten Eimer. Und jetzt steht das ganze Zimmer voll: Frauen, Männer, Eimer, Schüsseln; der Fußboden schwimmt, Rauch hängt in der Luft, den großen Schrank hat man weggerückt, seine hinteren Wände sind angekohlt, die Bretter des Fußbodens ebenfalls. Der Teppich ist noch aufzurollen, von den Wasserlachen weg. Fips stürzt sich auf diese letzte Rettungstat und ist bis jetzt noch nicht zu Atem gekommen.

Ein bißchen verlegen stehen die vielen Leute im Zimmer. Alarm, Gefahr, — alles so unalltäglich. Sechs, sieben von den vollen Eimern sind unnötig geworden. Mit Witzen von verschiedener Güte helfen sie sich über die Situation hinweg. Herr Weichmann ist da, mit zweien der Handwerker im Gefolge. Er fühlt sich im Mittelpunkt der Ereignisse, schließlich brannte es doch in seinem Zimmer. Aber der Mann der Kontobücher und Unterschriftmappen ist solche Menschenansammlungen nicht gewöhnt. Benommen sucht er die Gespräche von Gefahren und großen Ereignissen abzudämmen. So schlimm sei es ja nun eigentlich nicht gewesen, meint er, ein wenig Ölfarbe verkohlt, ein bisselchen Lack ...

Dabei hat man die Flammen bis zur Buchhaltung hin gesehen, mault der Fips, — in sich hinein, versteht sich; wer wird denn gegen den Herrn Prokuristen auftreten!

Aber auch Fräulein Strenge ist mit der Weichmannschen Theorie nicht einverstanden, Fräulein Strenge, die Privatsekretärin. Als der Alarmruf erklang, hat sie gleich geistesgegenwärtig die Brandversicherungspolice gerettet; der ganze Schreibtischinhalt wurde in der Aufregung durcheinandergeworfen. Ein zerwühlter Schreibtisch, — und das Opfer soll umsonst gewesen sein? Nein, Fräulein Strenge wird die Sachverständigenkommission bestellen ... „Die Sachverständigen“, sagt sie und blitzt den rundlichen Weichmann an, als ob er durchaus nichts von der Sache verstände.

Auch die anderen erfolgreichen Nothelfer bedenken Weichmann mit funkelnden Blicken. Ein bißchen Ölfarbe bloß? In fünf Minuten ist die offene Flamme entstanden; eine Viertelstunde später nur, nach Geschäftsschluß, und das schönste Schadenfeuer war da! Wenn sie's nicht gleich gesehen hätten, wenn, ja das muß man schon zugeben, wenn der Stift nicht gleich Alarm gerufen hätte ... Aber die Idee mit den Kücheneimern — Fräulein Baumann Eins und Zwei streiten sich, wer von ihnen zuerst den Einfall hatte. Und leider kann die Nummer Eins nicht leugnen, daß sie ganz sinnlos eine strichvolle Spülschüssel sorgfältig die Treppe heraufbalanciert hat.

„Damen als Feuerwehrleute!“ sagt der Buchhalter spitzig, „dabei haben wir selber draußen den großen Wasserhahn ...“ Das hat Fips nun freilich nicht gewußt, sonst hätte er seinen Eimer nicht an dem lächerlichen Waschbeckenhähnchen zu füllen brauchen. Warum wird man auch nicht unterrichtet, wenn man neu zur Firma kommt? Und warum war überhaupt der Schlauch nicht an seinem Platz? Jetzt geht Fips den Dingen auf den Grund. Und als dann der Chef auftritt, legt ihm sein jüngster Stift einen Manöverbericht hin, der vor Sachkenntnis glänzt, vom ersten Qualmwölkchen bis zum fehlenden Löschgerät.

Auch daß die Damen zuerst nach Eimern liefen, wird gerechterweise festgestellt. — Er habe zuerst den Brandherd besichtigen müssen, erklärt hier Herr Hasche, der sich getroffen fühlt; ob man die Feuerwehr ... oder einen Teppich darüberwerfen ... „Aber das war ja gar nicht

mehr nötig, wo ich klipp und klar nach Eimern verlangt habe", erklärt da überlegen der Lehrjunge Fips, und mit einem leisen „Oller Dussel" verläßt er das Haus.

Er war in Form, da gibt's nichts zu meckern. Eimer, Wasser, vier, fünf Helfer, das mußte sein, das entsprach der Gefahr. Und mit dem Taler, den ihm der Chef anerkennend schenkte, marschierte der Fips zur Stehbierhalle. Nach einem Brande muß man löschen, mit drei halben Hellen löscht Fips seinen Durst. Drei Helle, — allerhand für solch kleinen Mann.

Hein Brakopp.

Heitere Skizze von Walter Sperling-Danzig.

An der „Nordland" hing außenbords, dicht über dem Meeresspiegel, ein Brett. Darauf saß Hein Brakopp aus Bodenwinkel und lag einer Beschäftigung ob, die den Gedanken weit[illegible]sten Spielraum zur Nebenbeschäftigung läßt: Er pickte [illegible] und kleckste mit der Mennige. Eine Hafenarbeit, wi[illegible]m Buche steht.

Hein [illegible] am Tisch zuhause überzählig gewesen, und dann hatte der Vater gemeint, ein junger Kerl müsse hinaus in die Welt; in fremde Länder, zu den Palmen, zu den Wilden — und was er sonst noch alles sagte. Ein Seesack mit den Buchstaben H. B. stand mit einemmal auch in der Stube, und dann ging's los von einem Kasten auf den anderen, immer in der Ostsee umher, und das einemal in Hull, da war es so neblig, daß man den Kopf seiner Tabakspfeife nicht sehen konnte.

Auf dem Fensterkopf zu Hause lag eine klare Rumflasche, darin schaukelte auf grünem, zu schönen Wellen geformtem Kitt ein flotter Viermaster; eine Bastelarbeit, in die Hein Brakopp damals seine ganze Sehnsucht zur christlichen Seefahrt hineinlegte. An diese Flasche mußte Hein jetzt denken. Wütend haute er den Pinsel auf die Roststellen. „Wo sind die fremden Länder? Wo sind die Palmen und die Wilden, he?" fuhr es ihm durch die Zähne. Da begann das Brett bedenklich zu schaukeln, er mußte wieder ganz still sitzen, und das förderte das Reifen eines zwar unseemännischen, aber kühnen Entschlusses. Hein Brakopp aus Bodenwinkel hatte die Nase voll von der christlichen Seefahrt ... In Danzig machte er „fuffzehn", wie es beim Bau heißt. Den Seesack auf dem Rücken, die Heuer in der Tasche ging er von Bord. Sang- und klanglos, wie das so üblich ist.

Ohne Ziel, ohne Hoffnung auf fremde Länder, Palmen und Wilde stiefelte er erst mal durch die Gegend, und wie von ungefähr stand er vor einem vierrädrigen Wagengestell, das im Dreck steckte. Da legte Hein sachte seinen Seemannssack beiseite, packte kräftig an, und als der grüne Schaustellerwagen wieder auf sicherem Untergrund stand, war sein Besitzer froh, daß Heins robuste Fäuste das wackelige Gefährt nicht entzwei gebrochen hatten.

Der Mann fuhr zum Danziger Dominik; Hein kam ihm gerade recht. So geschah es, daß sein Seemannssack hinten an einem Thespiskarren hing anstatt in der Foksel eines zünftigen Frachters.

Auf dem Dominiksgelände wuchs die Budenstadt empor, und unter Hein Brakopps tatkräftiger Mithilfe entstand auch das „Theater der tropischen Sensationen", wie es auf der bunten Front hieß. Hein war ganz zufrieden, mit allem, mit der Kost, auch mit seiner künstlerischen Betätigung, die darin bestand, abwechselnd in eine Muschel zu blasen oder mit einem Rohrstöckchen fortgesetzt auf ein Blechschild zu schlagen, auf dem eine große „10" prangte. Seine große Vertrautheit mit den Tieren des Urwaldes machte er den Schaulustigen dadurch klar, daß er ab und zu einem faulen Affen, der oben auf einer Stange gähnte, das Fell kraulte.

Erst der zweite Tag brachte ihm Scherereien, als er für einen durchgebrannten Kollegen die Parade als „Wilder" machen mußte, in großem Kriegsschmuck, unter einigen bestaubten Palmen, vor einer Buchenwalddekoration mit Feen und Elfenreigen. Ferne Länder, Palmen und Wilde — das versetzte ihn wieder in eine melancholische Stimmung, und mehr als einmal mußte ihn ein drohender Blick der Frau Direktor veranlassen, dem pp. Publikum seine Zahnlücken zu zeigen, in heiseres Gebrüll auszubrechen und dabei mit dem Speer zu fuchteln.

Als er nach Feierabend die Feststellung machte, daß sich die Farbe der Tropen nicht ablösen wollte, schlug er einen mordsmäßigen Krach, drohte, das „Theater der tropischen Sensationen" zusammenzufalten, — nicht nur das, den ganzen Rummel mit, und schließlich war der Herr Direktor froh, als Hein Brakopp den Seesack schulterte und abmusterte.

Schiffe waren Hein zuwider — wie wir wissen —, aber was sollte er machen? Als ihm der Posten an der amerikanischen Schiffsschaukel angeboten wurde, griff er zu, setzte seinen Seemannssack ab, krempelte die Ärmel auf und handhabte mit viel Geschick die Bremshebel.

Da geschah es, daß sich das Schiff mit der schönen Aufschrift „Havanna" durchaus nicht vom Fleck bewegen wollte, weil die Besatzung, ein für Heins Begriff hübsches Mädel, nicht den richtigen Schwung heraus hatte. Mit einem kühnen Satz sprang Hein auf die Reling des Blechkahns, dann in den Raum, und während das Mädel es ruhig geschehen ließ, griff Hein kräftig in das Seil, ging in die Knie und schwojte seine Fracht höher und höher.

Anfangs hatte das Mädel wohl „Juhu" geschrien, denn Hein legte sich mächtig ins Zeug, aber dann ruhten die Augen der Kleinen recht wohlgefällig auf Heins männlicher Gestalt, und mit sehr viel Interesse betrachtete sie die auf seiner Brust ab und zu zum Vorschein kommenden Insignien der christlichen Seefahrt: Glaube, Liebe, Hoffnung in blau, darum ein Eichenkranz in rot tätowiert.

Hein wurde eigentümlich zu Mut, als sich unversehens ihre Blicke kreuzten. Er ließ nachher Schaukel Schaukel sein und leitete das Mädel fürsorglich durch den Trubel. An der Würfelbude erzählte ihm die Kleine, daß sie Ida Kieper heiße. Auf der Achtbahn versicherten sie sich ihre beiderseitigen Sympathien, dann gingen sie anschließend in die Photographierbude. Da setzte sich Hein in ein Pappflugzeug, das in sehr dekorativen Wolkenballen steckte und anscheinend große Fahrt machte. Ida postierte sich davor und reichte dem kühnen Flieger die Hand zum Abschied, — sie fand das so effektvoll.

Und immer enger schloß sich das Band zwischen den beiden. Na, und am Abend stellte sich noch heraus, daß die neugewonnene Freundin auf einem Lastkahn zuhause war, und wegen Hein wollte sie mal mit Vater reden — es wurde gerade ein Bootsmann gebraucht.

So kam Hein Brakopp aus Bodenwinkel am anderen Tage auf den Kahn des Schiffers Kieper aus Elbing, und sein Seemannssack hatte wieder eine zünftige Heimat.

Gleich darauf machten sie die Leinen los. Hein stieß die lange Stange in den Grund und legte sich mächtig auf das Holz, daß sein Körper weit über der Bordwand lag und sich im Wasser spiegelte. Die christliche Seefahrt hatte ihn wieder.



Bunte Chronik



Wie alt wird eine Lokomotive?

Die amerikanische „Railway Gazette" veröffentlicht in einer statistischen Aufstellung u. a. auch eine Übersicht über das Alter und die Leistungsfähigkeit der Dampflokomotiven in den Vereinigten Staaten. Die Untersuchung erfaßt etwa die Hälfte aller augenblicklich im Dienst befindlichen Maschinen, nämlich 51 425 Lokomotiven die ein Durchschnittsalter von 20,7 Jahren haben. Die älteste von ihnen stammt noch aus dem Jahre 1865; ungefähr 53 Prozent, d. h. 27 598 Maschinen, sind wenigstens 21 Jahre alt. Allerdings müssen fast 7000 von ihnen spätestens im Jahre 1938 erneuert werden. Die Leistungsfähigkeit einer Maschine, neu oder repariert, wird mit 138 000 Kilometern als Streckendurchschnitt angegeben. Doch ist sie auch regional sehr verschieden: so hält den Leistungsrekord eine Lokomotive der westamerikanischen Eisenbahnen mit 168 000 Kilometern, während eine Maschine der Oststaaten mit 109 000 Kilometern die geringste Leistung aufweist.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.